

Der andere Weg zum Abitur

Die Beruflichen Gymnasien sind ein wenig bekannter Bildungszweig. Dabei kann man sie mit ihrem klaren Profil als Vorreiter sehen. In Frankfurt gibt es zwei von ihnen.

Von Matthias Trautsch

Die Wöhlerschule am Dornbusch gilt als eines der beliebtesten Gymnasien in Frankfurt. Doch Stephanie Maurer war dort nicht recht glücklich. „Ich bin so veranlagt, dass ich gerne selbst etwas machen will“, sagt die Neunzehnjährige. Einen großen Teil des Unterrichts dazusitzen und zuzuhören – das war nicht ihre Sache. Nach einem Jahr im Ausland wechselte sie deshalb auf die nicht weit entfernte Heinrich-Kleyer-Schule. Diese ist eine der größten Berufsschulen Hessens mit den Schwerpunkten Metallverarbeitung und Mechatronik – und außerdem ein Berufliches Gymnasium. Beginnend in der Stufe elf, können die Schüler dort in drei Jahren das Abitur erwerben.

In Frankfurt gibt es zwei Berufliche Gymnasien: außer der Heinrich-Kleyer-Schule noch die Klingerschule. Beide liegen im Nordend – Erstere am Hessischen Rundfunk, die andere in der Nähe des Bethmann-Parks. Im Vergleich mit anderen Schulen, die zum Abitur führen, ist die Zahl ihrer Schüler überschaubar. Zusammen haben sie etwa so viele Klassen wie die Sekundarstufe II eines herkömmlichen Gymnasiums. Allerdings können die Kleyer- und die Klingerschule ihren Schülern etwas bieten, das diese sonst selten finden: Während viele andere Schulen erst im Begriff sind, ein spezifisches Profil zu entwickeln, sind klare Schwer-



An der Praxis orientiert: Unterricht am Rechner in der Klingerschule und im Labor für Elektrotechnik der Heinrich-Kleyer-Schule

punkte bei Beruflichen Gymnasien selbstverständlich. An der Kleyer-Schule sind es Datentechnik und Mechatronik – eine Kombination aus Maschinenbau und Elektrotechnik –, an der Klingerschule Wirtschaft und Gesundheit.

Wie Direktor Klaus Berk sagt, kommt an der Kleyer-Schule etwa ein Drittel der Elftklässler von Gymnasien, ein Drittel von Gesamt- und ein Drittel von Realschulen. Aus ihnen werden drei Klassen pro Jahrgang mit jeweils zirka 25 Schülern gebildet. Für einen der beiden

Schwerpunkte, Datentechnik oder Mechatronik, müssen sich die Gymnasiasten erst nach der ersten Hälfte der Jahrgangsstufe elf entscheiden. Das Kursangebot in den folgenden beiden Stufen entspricht der technischen Ausrichtung: Für das erste Leistungsfach stehen Englisch, Mathematik, Physik oder Chemie zur Wahl, das zweite Leistungsfach ist Technikwissenschaft mit den Schwerpunkten Mechatronik oder Datenverarbeitungstechnik.

In der Klingerschule müssen sich die Schüler von vornherein auf einen der



Fotos Frank Röth, Rainer Wohlfahrt

Schwerpunkte festlegen. Seit langem etabliert ist die Fachrichtung Wirtschaft; es richtet sich nach den Worten von Schulleiter Klaus Schäfer vor allem an Jugendliche, die einen ökonomisch orientierten Studiengang anstreben oder sich für eine anspruchsvolle kaufmännische oder verwaltungstechnische Ausbildung interessieren. Seit diesem Schuljahr können die Gymnasiasten außerdem die Fachrichtung „Gesundheit“ wählen, die das Berufliche Gymnasium zusammen mit der benachbarten Julius-Leber-Schule anbietet.

Der Bildungsgang sei für alle geeignet, die etwa Medizin, Psychologie, Pharmazie, Ernährungswissenschaften oder Pflegemanagement studieren wollten, sagt Schäfer. Zugleich bilde er eine gute Basis für Ausbildungsberufe wie Gesundheitsberater, Krankenschwester oder Physiotherapeut. Die beruflichen Chancen seien vielversprechend, zeigt sich Schäfer überzeugt: Die Gesundheitsbranche werde in den nächsten Jahren weiter wachsen.

Wo Prioritäten zu setzen sind, muss freilich auch verzichtet werden. Wer künstlerische



Klaus Berk (links) leitet die Heinrich-Kleyer-, Klaus Schäfer die Klingerschule.

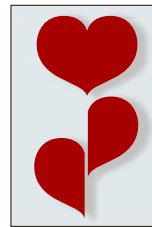
sche oder musische Ambitionen hat, wird an anderen Gymnasien besser gefördert. An der Kleyer-Schule fällt etwa der Biologie-Unterricht weg, und die Schüler können ihre zweite Fremdsprache abwählen, nur Englisch müssen sie bis zum Abitur lernen. Trotzdem seien die Abschlussaufgaben dieselben wie an allen hessischen Gymnasien, hebt Berk hervor. Im zurückliegenden Zentralabitur hätten die Kleyer-Schüler eine um ein Zehntel bessere Note erzielt als der Landesschnitt. Zwar wählten viele Absolventen einen Studiengang, der mit Technik oder Naturwissenschaften zu tun habe, doch sei die Streuung breit: Unter den Ehemaligen der Kleyer-Schule seien Physiker, Ingenieure und Informatiker ebenso vertreten wie Ärzte oder Juristen.

Manche werden auch Pilot, wie der Vater von Stephanie Maurer, der 1981 Abitur an der Kleyer-Schule gemacht hat. Die Zwölfklässlerin, die als Schwerpunkt Mechatronik gewählt hat, möchte Psychologie studieren. Ihr Freund, der auch auf das Berufliche Gymnasium geht, will Fluglotsen werden. „Aber im Prinzip kann man nach dem Abitur alles machen“, sagt sie.

An der Kleyer-Schule schätzt die Neunzehnjährige, dass der Lehrplan kompakt und auf die Bedürfnisse der Oberstufenschüler abgestimmt sei. Die Lehrer könnten sich ganz auf die fast erwachsenen Schüler konzentrieren, weil es keine unteren Klassen gebe. Mit Begeisterung erzählt sie vom technischen Unterricht, vom Bauen von Robotern, Stecken von Platinen, vom Arbeiten mit Oszilloskopen und Schaltungen. Mit der Tatsache, dass sie als Schülerin meist in der Minderheit ist, hat sie sich abgefunden: „In meine Stufe gehen 49 Leute, davon nur sechs Mädchen – aber ich schlage mich durch.“

Leser dieser Zeitung spenden 560 333 Euro

Abschluss der Aktion „F.A.Z.-Leser helfen“: Geld für Kinderklinik in Kalkutta und Frankfurter HIV-Center



Damit Kinder in Kalkutta medizinisch besser versorgt und HIV-Infizierte sowie Aids-Patienten im HIV-Center der Frankfurter Universitätsklinik Räume für Gespräche haben können, haben die Leser dieser Zeitung 560 333 Euro gespendet. Herausgeber Werner D'Inka bedankte sich zum Abschluss der jüngsten Aktion „F.A.Z.-Leser helfen“ im Redaktionsgebäude bei allen Unternehmen und Privatspendern, vor allem, weil sie die Projekte trotz der Wirtschaftskrise unterstützt hätten. „Das Ergebnis lag sogar 25 000 Euro über dem des Vorjahres“, hob er hervor.

Das Geld, das seit Oktober 2009 gesammelt wurde, kommt dem Verein „Ärzte für die Dritte Welt“ und dem HIV-Zentrum des Uniklinikums zugute. Dank der Spenden kann der Verein eine Kinderklinik in Kalkutta erweitern. Das HIV-Center, auch bekannt als „Haus 68“, wird umgebaut. Harald Kischlat, Geschäftsführer der „Ärzte für die Dritte Welt“, und Hans-Reinhard Brodt, Leiter des HIV-Centers, bedankten sich bei allen Spendern für die Unterstützung. Kischlat sagte, bisher sei es schwer, Mütter, die mit ihren Kindern vom Land nach Kalkutta kämen, so lange in der für sie fremden Stadt zu halten, wie es für eine gute Behandlung ihrer Kinder nötig sei. Das könne sich nun mit der Erweiterung der Klinik ändern. Außerdem werde den Müttern dort beigebracht, wie sie ihre Kinder besser ernähren könnten. In Kalkutta engagiert sich der Verein seit seiner Gründung im Jahr 1983. Dort und in anderen Städten in Bangladesch, Kenia, Nicaragua und auf den Philippinen engagieren sich deutsche Ärzte in freiwilligen Sechs-Wochen-Einsätzen.

1983 war auch das Jahr, in dem im HIV-Center die ersten Aidspatienten behandelt wurden, wie Brodt schilderte. In dem Haus werden Aidskranke und HIV-Infizierte stationär und ambulant therapiert. In die Ambulanz kommen jährlich bis zu 2000 Patienten, unter ihnen rund 800 Zuwanderer. Für sie baut das HIV-Center seit einiger Zeit ein eigenes Hilfsangebot auf und schult dafür ehrenamtliche Mitarbeiter (siehe Bericht rechts). Für diese Schulungen sind die neuen Räume, die nun dank der Spenden entstehen können, genauso wichtig wie dafür, dass Patienten nicht mehr auf Fluren warten müssen und einen Platz haben, um sich untereinander und mit ihren Angehörigen zu treffen.

D'Inka würdigte die „Ärzte für die Dritte Welt“ und das HIV-Center für ihren Einsatz. Außerdem dankte er jenen Unternehmen, in deren Gebäuden die „Sonntagsgeschichten“, die zur Spendenaktion gehörenden Lesungen für Kinder, stattfanden: der Frankfurter Sparkasse und der Volksbank, IBM, der Kelterei Rapp's und Mercedes-Benz. Die Spenden der Leser werden auch dieses Mal den Hilfsorganisationen ohne jeden Abzug für Verwaltungskosten zugeleitet. (toe.)



Stolz auf die Leser der F.A.Z.: Gabriele Nisius und Hans-Reinhard Brodt vom HIV-Center, Werner D'Inka und der Geschäftsführer der „Ärzte für die Dritte Welt“, Harald Kischlat (von links)

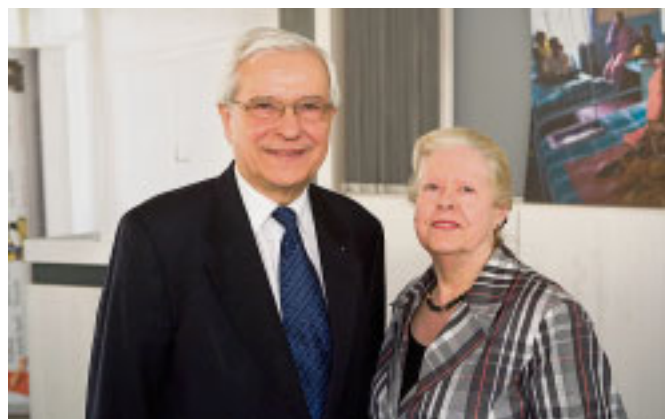
Fotos Wolfgang Eilmes



Verlässliche Partner: Käte Engler von IBM Frankfurt und Günther Ahlers von Mercedes-Benz



Gemeinsam stark: Sparkassen-Chef Herbert Hans Grünter, Alexandra Zimpelmann (Fraport), Uwe Trautmann (Helaba)



Frankfurter Spender: Der frühere Bürgermeister Hans-Jürgen Moog und seine Frau Gisela



Rheingauer Spender: Das Ehepaar Gunilla und Peter Remy aus Eltville

„Helfende Hand“ für HIV-Infizierte

Ein Projekt zugunsten erkrankter Zuwanderer

Heilkräuter gegen das HI-Virus statt Medizin? Es gibt Patienten in Frankfurt, die tatsächlich eine Zeitlang mit der ärztlich verordneten Therapie aussetzen und eher der Kunst eines traditionellen Heilers in ihrem afrikanischen Herkunftsland vertrauen. „Es kommt vor, dass jemand vier bis sechs Wochen seine Medizin nicht nimmt, wenn er seine Heimat besucht“, weiß Gaby Knecht, Ärztin am Infektiologikum in Frankfurt. Sie hat eine Schwerpunktpraxis für HIV- und Aidspatienten. „HIV ist in Afrika ein großes Tabuthema. Wer sagt, infiziert zu sein, riskiert seinen Ausschluss aus der Gesellschaft“, sagt ihre Kollegin Gabriele Nisius vom HIV-Center des Universitätsklinikums.

Beide Ärztinnen haben Patienten aus afrikanischen und aus anderen Ländern, und es ist den Medizinerinnen daran gelegen, dass sich die HIV-Infizierten trotz kultureller Unterschiede richtig behandeln lassen. „Es liegt auf der Hand, dass das Verschweigen oder Nicht-wissen-Wollen der eigenen Erkrankung die Ansteckungsgefahr fördert und den Aufbau einer dringend notwendigen Prophylaxe behindert“, hebt Nisius hervor.

Um Patienten über die Infektion und deren Behandlung aufzuklären, gibt es schon seit einigen Monaten das Projekt „Helping Hand“, in dem das Uniklinikum und niedergelassene Ärzte kooperieren. Dabei werden Zuwanderer geschult, die entweder eigene Erfahrungen mit HIV oder solche in ihrer Familie haben. Sie sollen Patienten helfen und eine Brücke zu den entsprechenden Gruppen von Zuwanderern sein. Eine erste Schulung wurde im Herbst abgeschlossen, in den nächsten Wochen beginnt eine zweite Gruppe mit dem Unterricht.

Eine Vermittlerin, die schon geschult wurde, ist die 39 Jahre alte Kenianerin Peninah. Dass ihr voller Name in der Zeitung steht, möchte sie nicht. Sie konnte bereits einer kenianischen Mutter mit einem Baby helfen, etwa, indem sie sie ermutigte, der Wirkung der Arzneien zu glauben. „Ein Problem afrikanischer Zuwanderer ist das mangelnde Vertrauen in Kliniken“, sagt Peninah. Sie selbst war 1996 nach Deutschland gekommen, hatte bei Voruntersuchungen zu einer Operation von ihrer HIV-Infektion erfahren und sich zu einer Behandlung entschlossen. „Das Leben musste ja weitergehen, vor allem wegen meiner Tochter.“

Eine Schulung erstreckt sich auf fünf halbtägige Treffen. Vermittelt werden dabei Informationen über die Behandlung einer HIV-Infektion und von Aids, über die Prävention und das deutsche Gesundheits- und Sozialwesen. Nisius leitet das Projekt. Die erste Schulung haben sechs Teilnehmer aus Kenia, Eritrea, Thailand und Peru erfolgreich abgeschlossen. Schulungsteilnehmer können aus dem HIV-Center oder den Schwerpunktpraxen kommen. Denkbar seien auch Treffen in

den Praxen, sagt Manfred Mösch, der wie seine Kollegin Knecht eine HIV-Schwerpunktpraxis hat.

Außer der nächsten Schulung ist die Einführung einer Telefonberatung in mehreren Sprachen und eines Deutschkurses für Patienten geplant, wie Claudia Weigt sagt. Sie koordiniert das Projekt, das vom Uniklinikum unterstützt wird. Bis Ende 2012 sollen 30 Menschen geschult werden, die Patienten und Zuwanderergruppen beraten können. In der Ertrischen Gemeinde von Frankfurt gab es bereits drei Informationsveranstaltungen; weitere sollen folgen. Das Gros der Patienten in Frankfurt komme aus Afrika und Thailand, sagt Nisius.



Fürsorge: Gabriele Nisius behandelt eine HIV-Patientin aus Afrika. Foto Frank Röth

Im übernächsten Jahr endet das Pilotprojekt, das bis dahin zur einen Hälfte vom hessischen Integrationsministerium und zur anderen Hälfte vom Universitätsklinikum, dem städtischen Amt für Gesundheit und drei Pharmafirmen finanziert wird. 450 000 Euro kostet es insgesamt – bezahlt wird damit auch die Arbeit von Weigt und Nisius. Die Ärztin ist für die Arbeit teils freigestellt; an ihrer Stelle muss im HIV-Center ein anderer Arzt beschäftigt werden. An einer Finanzierung über 2012 hinaus wird noch gearbeitet.

Gesucht werden zurzeit noch Helfer, die Russisch und osteuropäische Sprachen sprechen, aber wegen der afrikanischen Patienten auch solche, deren Muttersprache Französisch ist. In die Arbeit investieren alle an „Helping Hand“ Beteiligten viel Zeit. „Mit den Zuwanderern ist es so wie in Deutschland zu Beginn der HIV-Infektion Anfang der neunziger Jahre“, sagt Projektleiterin Nisius. „Es gibt noch viel Informationsbedarf.“ toe.

Weitere Informationen geben Gabriele Nisius und Claudia Weigt unter den Telefonnummern 63 01-83 30 beziehungsweise 01 72/6 91 56 95.